

Rainer Maria Rilkes Briefe.

Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906, Briefe aus den Jahren 1900 bis 1907. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Insel-Verlag, Leipzig.

Man neigt heutzutage zu der Ansicht, die Zeit des Briefschreibens sei endgültig vorüber. Briefe, die auf Grund rein menschlicher Beziehungen, sei es aus Liebe oder Freundschaft, geschrieben würden, paßten nicht mehr in unsere Zeit. Geschäftsbriefe seien natürlich notwendig, aber jenes andere gehöre in die gründlich beendigte Periode der Empfindsamkeit.

Man kann mit den Vertretern dieser Ansicht nicht streiten, denn sie haben zweifellos für sich recht. Anders ist es mit Menschen, die sich vom Sachlichkeitskomplex nicht haben intimidieren lassen: sie schreiben immer noch Briefe, in denen sie sich mit ihren Empfindungen und Gedanken ergießen; ja, sie halten wenige geglättete Zeilen des Freundes oder der geliebten Frau für ein kostbares Ding. Von einem dieser „empfindsamen“ Menschen soll hier die Rede sein.

Rainer Maria Rilke, der am 29. Dezember 1926 nach einem einundfünfzigjährigen, stets krankheitsbedrohten Leben starb, hat zeit seiner menschlich-künstlerischen Entwicklung Briefe geschrieben, die von manchem der Empfänger als etwas ganz Außergewöhnliches empfunden wurden und die der Insel-Verlag nach dem Tode des Dichters unternommen hat herauszugeben. Die beiden bisher erschienenen Briefbände reichen von 1902 bis 1906 bzw. von 1906 bis 1907.

Es ist nicht so, als ob die Veröffentlichung der Briefe eine Indiskretion wäre, hat doch Rilke ausdrücklich betont, daß er gegen eine Herausgabe nichts einzuwenden habe, da er „von gewissen Jahren ab einen Teil der Ergiebigkeit seiner Natur in Briefe zu leiten pflegte“, und in doch jede Zeile und jedes Ganze dieser Briefe so „geformt“, daß es sich oft zu einem Kunstwerk erhebt, das auch ohne Beziehung zum Empfänger sehr wohl existieren kann.

Damit ist gleichzeitig gesagt, daß Rilkes Briefe im Grunde an einen anderen Empfänger gerichtet waren als an den zufälligen, mochte das nun ein Freund oder eine Frau oder gar ein Unbekannter sein; eine unbedingte persönliche Anrede im Brief findet sich nur in den Briefen an Rodin, der ihm nicht wie die anderen nur „lieber Mensch“, sondern, zu einer gewissen Zeit, „Herr und Meister“ war. Bei allen anderen hat der Herausgeber die vielleicht sehr wichtige persönlichste Ausstrahlung in Anfangs- und Schlusssätzen — diskret — gestrichen, und so bleibt uns das im Rilkeschen Sinne Allgemein-Gültige. Es zeigt sich, daß alle Briefe im Grunde an die weit zerstreute Rilke-Gemeinde gerichtet sind, wobei allerdings der Empfänger den Genuß des ersten Empfangs vorweg hat, wenn auch hin und wieder der Ein-

Druck entsteht, daß der Empfänger nicht durchaus gewußt hat, wie ihm geschah. (Sind doch z. B. die Briefe an den Vater und an Heinrich Vogeler „verschollen“.)

Dies alles vorausgeschickt, wird es dem Interessierten genügen zu erfahren, daß ihn mit der Vertiefung in Rilkes Briefe etwas ganz Außerordentliches erwartet: ein Leben!, als Kunstwerk gezeichnet und gestaltet mit all' seinen Verästelungen und Beziehungen, mit seinen wandelbaren Stimmungen in verschieden gearteten Landschaften, und in diesem allen und durch alles das nachwandlerisch sichere, eremitenhafte Schreiten und Entfalten eines Menschen, der unzeitgemäß war und blieb und immer mehr wurde, je mehr er erfuhr vom Wesen der Dinge und Geschöpfe unserer Zeit. Rainer Maria Rilke war dieser reinste Dichter-Byrifer unserer Jahrzehnte, dessen reifste Gebilde wir noch kaum fähig sind zu begreifen, wenigstens nicht seine letzten, denen er den Titel „Duineser Elegien“ und „Sonette an Orpheus“ gegeben hat. Hier erhebt sich der Geist des Dichters aus zerbrechlichster Schale und erreicht Gipfel des Schauens, die kaum noch von unseren Gebirgen sind. Die Tausende von Briefen sind Stufen und Steige hinan, und wer die Gedichte Rilkes liebt, wird durch die Briefe — zwischen blühenden Schilderungen der unzähligen Welt Dinge — erfahren, wie sie entstanden und woher sie kommen, und zuweilen wird er das Gedicht schon in den Zeilen erkennen.

„Ich will Kunst und Leben nicht voneinander reißen; ich weiß, daß sie irgendwann und irgendwo eines Sinnes sind“, schreibt der Achtundzwanzigjährige, und noch in einem anderen Briefstück aus jungen Jahren ist es der ganze Rilke, wo er schreibt: „... in einem Gedicht, das mir gelingt, ist viel mehr Wirklichkeit als in jeder Beziehung der Zuneigung, die ich fühle. Wo ich schaffe, bin ich wahr, und ich möchte die Kraft finden, mein Leben ganz auf diese Wahrheit zu gründen.“

Hans Schaarwächter.